

Religiös unmusikalisch?

Folgerungen aus einer weithin krisenfesten Areligiosität

Eberhard Tiefensee

Die Situation in Ostdeutschland hat der Bürgerrechtler und Soziologe *Erhart Neubert* einmal treffend als einen »Supergau der Kirche« bezeichnet (Materialien 130). Statistiken sollen dies zunächst illustrieren. Anschließend werde ich versuchen, die dramatische Situation zu begreifen, indem ich sie näher charakterisiere. Mit Hilfe der Titel-Metapher dieses Beitrags sei ein provokanter Ausblick gewagt.

Im Epizentrum eines Katastrophengebiets

Die Basis von *Abbildung 1* bilden die Volkszählungen von 1946 und 1964 in der SBZ/DDR, bei denen noch nach der konfessionellen Zugehörigkeit gefragt wurde, die Daten von 1990 stammen aus Umfragen (zu den Quellen: *Tiefensee 1997*). Die Veränderungen innerhalb von nicht zwei Generationen sind dramatisch: Die Konfessionslosen haben sich etwa verzehnfacht.

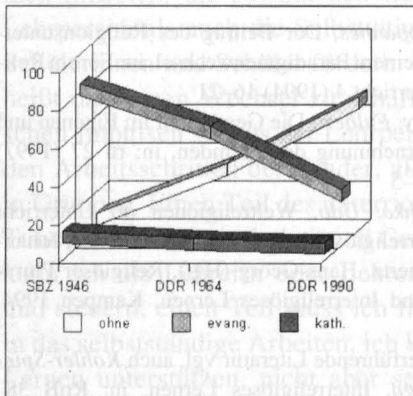


Abb. 1

Abbildung 2 zeigt die Unterschiede im Vergleich mit Westdeutschland, aufgeschlüsselt nach Altersgruppen. Zwar nimmt der Rückgang der konfessionellen Bindung auch im Westen in der letzten Zeit zu, er hat aber bisher nicht die Größenordnungen der neuen Bundesländer erreicht. Auch bei den jungen Erwachsenen sind die Unterschiede signifikant.

Die Tabelle mit der sozioreligiösen Rangordnung europäischer und nordamerikanischer Länder (*Abbildung 3*, 90) orientiert sich an einer 1993 erstellten Studie (*Zulehner/Denz 47*). Viele ehemals sozialistische Länder liegen vor Deutschland West, die vormalige DDR auf einem der letzten Plätze. Sie ist dabei das einzige Gebiet Europas und wahrscheinlich der Welt, in dem die Unreligiösen eine satte Mehrheit von über 65% stellen. Dass ein Teil der Bevölkerung sich keiner Religion zuordnet, ist zwar auch in anderen Teilen Westeuropas der Fall – besonders in den Großstädten bilden sich zunehmend areligiöse »Inseln«. Aber mit durch-

schnittlich 70% der Einwohner auf einem Gebiet von über 100.000 km² – Stadt und Land umfassend – steht der Osten Deutschlands wohl weltweit einmalig da. Wenn Westeuropa so etwas wie ein kirchliches Katastrophengebiet bildet (so *P. L. Berger*; vgl. *Tomka/*

Zulehner 9), dann ist Ostdeutschland das Epizentrum.

»Aus diesen Trümmern, diesen Schmerzen, die ich empfinde, müssen wir suchen, warum das gewesen ist, und wie wir da raus kommen« (E. Neubert, in: Materialien 130). Tatsächlich liegt der Vergleich mit einem großflächigen Trümmerfeld nach einem Erdbeben nahe. Die Rettungsmannschaften, die insbesondere nach der Öffnung der Grenzen aus dem Westen herbeieilten, stehen wie die einheimischen Christen vor der schwierigen Herausforderung, das Phänomen, auf das sie hier treffen, zu begreifen und Handlungsstrategien zu entwickeln, die einer Lage gerecht werden, welche in der 2000-jährigen Kirchengeschichte ein Novum darstellt:

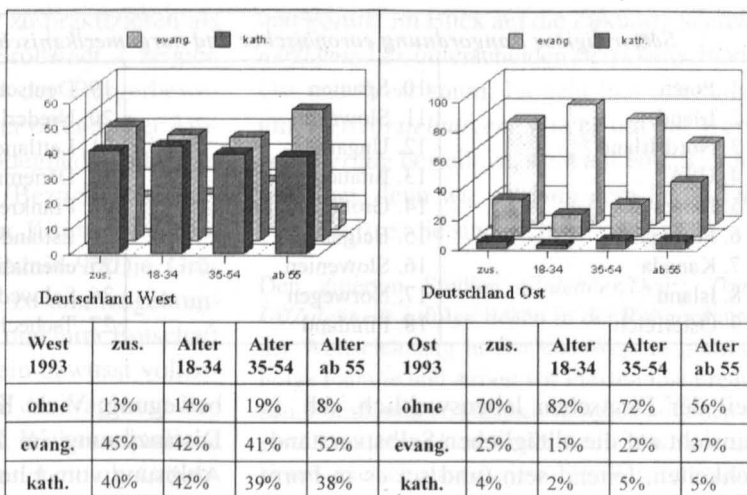


Abb. 2

Kirchliche Verkündigung steht erstmals in einem Umfeld, das großflächig areligiös ist.

Bisher traf die Botschaft des Evangeliums immer und überall auf Kulturen, deren Mitglieder, um mit der paulinischen Areopagrede zu sprechen, zumindest als fromm, also religiös angesehen werden konnten. Hier aber steht kirchliche Verkündigung erstmals in einem Umfeld, das so areligiös ist wie Bayern katholisch.

So areligiös wie Bayern katholisch

Ein Gedankenexperiment soll diese provozierende Feststellung erläutern (vgl. zum

Folgenden ausführlich: Tiefensee 1999). Man stelle sich ein Dorf in Bayern vor, in das Muslime kommen, um dort den Islam zu verbreiten. Wie werden die Bayern reagieren? Im Normalfall wohl durch freundlich-bestimmte Ablehnung, die den Missionsbemühungen aber nicht inhaltliche Argumente entgegenstellt, sondern sie mit dem Zusatz »Wir sind hier schon immer katholisch!« wie in eine Gummiwand laufen lässt. Kämen besagte Muslime in ein Dorf in Brandenburg, träfe die Aktion wahrscheinlich auf ähnliche Reaktionen, nur die Erklärung wäre eine andere: »Wir sind hier schon immer ...« – und hier stocke ich, denn was würde folgen: »... Atheisten«? »... ohne Religion«?

Die neue Konfession hat keinen Namen. Das bisher namenlose Phänomen ist jedoch inzwischen ebenso eine Konfession wie die katholische und die protestantische, die bis vor kurzem die deutsche Karte mehr oder minder exakt einfärbten. Dabei sei »Konfession« hier als soziokulturelle Größe verstanden im Sinne des »cuius regio, eius religio« nach dem Dreißigjährigen Krieg. Auch wenn diese Milieus sich angesichts der familien-, regions- und inzwischen kontinentübergreifenden Mobilität der Moderne zunehmend auflösen, dürfte nach wie vor die jeweilige »konfessionelle« Herkunft für einen großen

Sozioreligiöse Rangordnung europäischer und nordamerikanischer Länder

1. Polen	10. Spanien	19. Deutschland West
2. Irland	11. Slowakei	20. Niederlande
3. Nord-Irland	12. Ungarn	21. Lettland
4. USA	13. Litauen	22. Dänemark
5. Italien	14. Großbritannien	23. Frankreich
6. Portugal	15. Belgien	24. Estland
7. Kanada	16. Slowenien	25. ehemalige DDR
8. Island	17. Norwegen	26. Schweden
9. Österreich	18. Finnland	27. Tschechische Republik

Abb. 3

Teil der Deutschen lebensweltlich, d.h. in Hinsicht auf die alltäglichen Selbstverständlichkeiten, leitend sein (und sei es in Form der Negation dieser Herkunft). So gesehen teilt sich die deutsche Bevölkerung spätestens seit der Wiedervereinigung in eine Konfession mehr als die bekannte katholische und protestantische Konfession. (Hinzu kommt – bezieht man Bewohner ohne deutsche Staatsbürgerschaft ein – auch noch der Islam.) Von derjenigen »religio«, die den Osten Deutschlands maßgeblich prägt, ist nun zu sprechen.

Eine spezielle Form der Entkirchlichung

Im Ost-West-Vergleich deutet *Abbildung 2* (89) zunächst zahlenmäßig relativ starke Unterschiede in allen Generationen an, die aber je nach Region anders ausfallen werden (man beachte, dass es sich immer um Durchschnittswerte handelt). Entscheidender als die Zahlen ist aber, dass sich die Art der Abkehr von den beiden Großkirchen im Westen und im Osten unterscheidet. Idealtypisch und notwendigerweise grob charakterisiert lässt sich die Differenz im Blick auf die Kirchenfernen schlagwortartig als Gegenüberstellung von emanzipiertem Religionspluralismus im Westen und areligiösem Milieu im Osten charakterisieren (vgl. *Neubert*). Die westdeutsche Entkirchlichung versteht sich selbst als Ergebnis einer Emanzipations-

bewegung: Viele Kirchenferne dürften ihre Distanzierung im Zusammenhang mit der Ablösung vom Elternhaus vollzogen haben. Werden Gründe thematisiert, kommt es zu meist zu Hinweisen auf repressive Momente der religiösen Sozialisation; sie haben in *Tilman Mosers* »Gottesvergiftung« ihren klassischen Ausdruck gefunden. Ein steuerfinanzieller Kassensturz oder eine negative Medienmeldung über lehramtliche Verlautbarungen bildeten dann oft nur noch den letzten Anstoß zur Trennung von der Kirche. Dass die Kirchendistanz nicht zwangsläufig zur Areligiosität führt, zeigt die starke Gruppe derjenigen, die sich weiterhin als an Gott Glaubende oder sogar als Christen deklarieren. Zuweilen kommt es zu einer konfessionell gleitenden oder flottierenden Religiosität, die sich auf dem Markt der Religionen bedient, und im Blick auf die eigenen Kinder suchen viele Eltern später wieder den Kontakt zu einer der Kirchen.

Distanz zur Kirche ist eine Folge
der fraglosen Beheimatung in der
Umwelt.

Im Osten bietet sich ein anderes Bild. Der Schritt zu einer selbstbestimmten und in gewissem Sinne auch unangepassten Lebensgestaltung führte nicht unbedingt aus der Kirche hinaus, sondern zuweilen sogar in sie hinein. Resistenz gegen herrschende Lebensoptionen in der Umwelt – in Dörfern und

Kleinstädten schwieriger zu praktizieren als in der Anonymität der Großstadt – zeigten deshalb viele Mitglieder der Bürgerbewegungen und jetzt Verwalter öffentlicher Ämter, welche Kirchengemeindeglieder oder zumindest kirchennah sind. (Bezüglich der persönlichen Einstellung zur Kirche sind deshalb besonders bei »Bündnis 90/Die Grünen« Feuer und Wasser zusammengekommen.) Distanz zur Kirche und ihrer Botschaft sind im Osten zumeist kein bewusst vollzogener Akt, sondern Folge der fraglosen Beheimatung in der Umwelt. Weltanschauliche Fragen gelten überwiegend nicht als Gegenstand existenzieller Auseinandersetzung und persönlicher Entscheidung. Argumente für die Kirchendistanz reproduzieren deshalb zumeist von anderswoher bezogene Klischeevorstellungen, denn Erfahrungen mit Kirche liegen oft Generationen zurück und spielen so gut wie keine Rolle mehr.

Dies sind wohlgermerkt überscharfe Gegenüberstellungen, die z.B. vergessen machen könnten, dass sich natürlich auch im Osten ein volkskirchliches Milieu im Miniformat gehalten oder neu herausgebildet hat, in dem die konfessionelle Bindung innerhalb der Familie weitergegeben wurde, und dass natürlich auch inzwischen im Westen Deutschlands sich atheistische Milieus konsolidieren, in denen schon die dritte Generation keine religiöse Bindung mehr kennt.

Kein Werteverfall

Die meines Erachtens am meisten provozierende Erkenntnis ist, dass Entkirchlichung oder Entchristlichung bisher nicht zu dem oft erwarteten Werteverfall geführt haben. Sobald man unterhalb der Schwelle religiöser Werte bleibt, also bei dem, »was den Menschen bei der Gestaltung ihres Lebens im alltäglichen wie außeralltäglichen Leben wichtig ist: hinsichtlich Familie, Arbeit, dem Selbstverständnis von Frauen ..., in Wirtschaft

und Politik, im Blick auf die Zukunft« (Zulehner/Denz 12), unterscheiden sich Deutschland Ost und West kaum. Es geht hier allerdings um Wertvorstellungen. Wie es um die Wertrealisierung bestellt ist, steht auf einem anderen Blatt, denn wie es dann gern heißt: Die Verhältnisse, die sind nicht so.

Den zitierten Studien (Zulehner/Denz; Tomka/Zulehner) zufolge liegen in der Rangordnung der Wertschätzung in Ost und West in gleicher Folge Familie und Arbeit vor Freizeit und Freunden. Politik und erst danach Religion kommen in ganz Deutschland an letzter Stelle. Der einzige Unterschied ist, dass die jeweilige Wertschätzung insgesamt im Westen immer etwas höher ist als in Ostdeutschland und dass Freizeit im Westen anders als im Osten gleichwertig mit Arbeit ist. Die Akzeptanz von Ehescheidungen ist in Deutschland West größer als in Deutschland Ost, nicht umgekehrt. Ostdeutsche sind auch eher bereit, für Kinder Opfer zu bringen. Das Einfordern von Gehorsam nach dem vierten Gebot ist im Osten zwar häufiger als im Westen Deutschlands, aber die ehemalige DDR liegt hier ziemlich gleichauf mit Österreich, sodass von einer spezifisch autoritären Kindererziehung kaum die Rede sein kann. In der Ablehnung von Fremden nehmen sich beide Teile Deutschlands gegenseitig so gut wie nichts, allerdings ist eine grundsätzliche Vorsicht gegenüber den Mitmenschen in der ehemaligen DDR größer als in Deutschland West – vielleicht eine Folge der Umbruchssituation von 1989?

Erheblich höher ist die Bereitschaft, ein Kind abzutreiben, wenn keines mehr gewünscht wird; die ehemalige DDR liegt hier gleichauf mit Frankreich, das in Westeuropa die Spitzenposition einnimmt. Ähnlich sieht es bei der Akzeptanz sexueller Freizügigkeit aus (hier haben Ostdeutschland und Spanien die Spitzenwerte).

Die Moralvorstellungen sind in Ostdeutschland offensichtlich weniger normorientiert als in Deutschland West. Ostdeutsche neigen eher als Westdeutsche zu der pragmatischen Einstellung, die Dinge zu nehmen, wie sie sind, sich irgendwie »durchzuwursteln« und prinzipielle Fragen nicht zu stellen, weil darauf sowieso keine Antworten zu bekommen sind. Diese Einstellung hat vielen Ostdeut-

schen immerhin geholfen, zwei Diktaturen und die damit verbundenen biographischen Abbrüche einigermaßen unbeschadet zu überstehen.

Es geht also ohne Religion

Hat die anders gelagerte religiöse Situation im Osten Auswirkungen auf die Orientierung besonders in existenziell bedeutsamen Lebenssituationen wie Geburt, Krankheit und Tod? Gerade nach dem Scheitern der marxistisch-leninistischen Weltanschauung sind hier ein Sinn-Vakuum und eine Orientierungskrise befürchtet, von manchen missionarischen Initiativen vielleicht sogar erhofft worden, im Großen und Ganzen gesehen aber ausgeblieben. Das ostdeutsche Milieu sucht zwar nun in einer postumen DDR-Identität nach einem Begriff seiner selbst, hat sich jedoch sowohl im Bereich der Wertvorstellungen als auch in Fragen der Lebensorientierung als überraschend beständig und krisenfest erwiesen – und als bleibend areligiös. Das heißt, dass die von einer existenzialistischen Theologie emphatisch beschworenen »Grenzsituationen« keinen Anlass bieten zu religiöser Ein- und Umkehr.

Die über Jahrzehnte ausgebildete Feiernkultur wirkt stabilisierend.

Stabilisierend wirkt hier die über Jahrzehnte nicht ohne Hilfe der DDR-Ideologen ausgebildete Feiernkultur: Geburt und Geburtstage, Weihnachts- und Osterfeiertage, Schulaufnahme (in Parallele zur Erstkommunion) und Jugendweihe (als Konfirmationsersatz), standesamtliche Hochzeit und nichtkirchliches Begräbnis sind inzwischen bewährte Rituale, die zumeist im Kreis der Familie vollzogen werden, was professionelle Hilfe nicht ausschließt – eine Tendenz, welche ja

auch in der volksskirchlichen Sakramentenpastoral unübersehbar ist. Warum diese areligiöse Feiernkultur durch eine kirchliche ausgetauscht werden soll, dürfte Ostdeutschen schwer einsichtig zu machen sein.

Eine Umfrage unter Thüringer Gymnasialisten (Hellmeister u.a.) zeigte deutlich, dass es keine bemerkbare Differenz in der Einstellung zum Leben zwischen Christen und Atheisten gab. Die Grenze verlief entlang der

Das befürchtete Sinn-Vakuum ist ausgeblieben.

Entschiedenheit, mit der ein Lebensmodell praktiziert wird, nicht entlang der Art des Lebensmodells. Offenbar, das zeigt zumindest mittelfristig der Osten Deutschlands, kann ohne spürbares Defizit leben und sterben auch derjenige, der – um die von Max Weber stammende Metapher aufzugreifen – »religiös unmusikalisch« ist.

Defizite als Folge der Areligiosität

Das soll nicht heißen, dass keine Defizite erkennbar wären. Dass mit dem Kontakt zum Bereich der Religion, und das heißt hier des Christentums, fundamentales Wissen über seine Geschichte und tragenden Inhalte fehlt, ist zunächst einmal von hoher kulturpolitischer Relevanz. Jede Art des Umgangs mit Kunst und Kultur und die individuelle und insbesondere die kollektive Identitätsfindung sind an die Fähigkeit gebunden, die eigene Geschichte erzählbar zu halten, um so sein »Selbst« zu profilieren, was in Europa notwendig einen Rekurs auf christliche Wurzeln erfordert. Das Fehlen der diesbezüglichen Basiskenntnisse in Ostdeutschland behindert eine erfolgreiche Teilnahme an den entsprechenden gesellschaftlichen Auseinandersetzungen.

Dass viele »religiös unmusikalisch« sind, verweist außerdem m.E. auf einen Sprach- und damit Wahrnehmungsverlust. Denn an Kontingenz- und Transzendenzerlebnissen dürfte nach wie vor kein Mangel sein. Aber unsere Erlebnisse sind im weitesten Sinne an Sprache gebunden, um sie auf einem für uns selbst reproduzierbaren und für andere kommunizierbaren Niveau zu halten, ja vielleicht, um sie überhaupt zu haben. (Deshalb werden Tagebücher geschrieben und Foto- und Videosammlungen über Reisen und Familienfeste angelegt.) Gefühle und Ereignisse, denen die Worte fehlen, verflachen dagegen relativ schnell, werden vergessen oder bleiben, weil unbenennbar, unbemerkt. Was Kinder und vielleicht auch Jugendliche noch erleben und nachvollziehen können, geht auf Dauer als nicht vermittelbar verloren und muss nötigenfalls in aufwendigen Therapien wieder ins Bewusstsein gehoben, d.h. »zur Sprache gebracht« werden. Ermangeln also Kontingenz- und Transzendenzerlebnisse der Sprache (und sei es der Sprache der Bilder, Metaphern und Erzählungen), gerät dieser gesamte Bereich aus dem Blick.

Es gibt einen Sprach- und damit Wahrnehmungsverlust.

Irgendwann stirbt sogar die Frage nach dem alles umgreifenden Horizont, der in den bohrenden »Warum«-Fragen und im Staunen der Kinder oder im Protest der Jugendlichen noch gegenwärtig war. Der Ruf »Wahnsinn« der Nacht der Maueröffnung am 9. November 1989 erscheint mir in diesem Zusammenhang als ein kurzer hilfloser Versuch, etwas zu artikulieren und festzuhalten, für das inzwischen die Sprache fehlt. Denn eine eigene Sprache für ihre religiösen Erlebnisse oder sogar Erfahrungen können die wenigsten selbst entwickeln, weshalb hier lebendige Traditionen erforderlich sind, in die eingewiesen werden muss.

Religiöse »Unmusikalität« ist kein Schicksal

Die beschriebene relative Stabilität der areligiösen »Konfession« und der weitgehende Ausfall des spirituellen Erfahrungsbereichs machen Ostdeutschland hochresistent für Missionsbewegungen aller Art. Das gilt auch für Sekten. Erstmals treffen christliche Evangelisierungsbemühungen nicht wie in ihrer gesamten bisherigen Geschichte auf andere Religionen, sondern auf ein areligiöses Milieu. Auf kirchlicher Seite herrscht deshalb mehr oder minder verhüllte Ratlosigkeit, manchmal auch Resignation. Religionssoziologen, die funktionalistische Religionsbegriffe bevorzugen, neigen dazu, das Problem terminologisch zu entschärfen, indem bestimmte Handlungen wie Jugendweihefeiern oder der Einkaufsbummel in den modernen Wohlstandstempeln als »eigentlich religiös« apostrophiert werden. Abgesehen davon, dass die meisten Ostdeutschen eine solche Interpretation als Beleidigung zurückweisen würden: Es führt zu substanziellen Entleerungen des Religionsbegriffs (Beispiel: »Kochen als religiöse Praxis«) und zum Verwischen der Grenze zwischen Ersatzreligion und Religionsersatz.

Es ist eine berechtigte Frage, ob im areligiösen Milieu Ostdeutschlands überhaupt eine »Antenne« für die christliche Botschaft vorhanden ist. Ich mache hierzu einen kleinen Umweg mit zwei Zitaten.

Das erste stammt von dem Dirigenten und Karajan-Schüler *Mariss Jansons*: »Das Interesse für klassische Musik nimmt ab, die Leute gehen weniger in Konzerte, die Ausbildung ist eine Katastrophe. In normalen Schulen unterrichtet man überhaupt nicht mehr in Musik. Die Kinder wachsen auf ohne musikalische Kenntnis – wie kann man so etwas erlauben? ... Diese Leute kennen keine historischen Namen, keine Künstler, keine Sänger, rein gar nichts. ... Ich rege Leute immer an ... zu analysieren, warum in den vergangenen Jahrhunderten Könige, Fürsten, Zaren und so weiter Interesse für Kunst hatten, Theater und

Konzerte besuchten. Heute sind unsere Könige Bürgermeister, Präsidenten. ... Der Zar hatte früher eine Loge und ist immer in das Kirow Theater gekommen. Fragen Sie einmal, wann Jelzin in einem Konzert war. ... Politiker müssen die Wichtigkeit der Kunst und Kultur erkennen. ... Oper und Konzert – das ist das geistige Leben. Es gehört aber nicht mehr zu unserem Leben. Für mich ist das ein schrecklicher Verlust.«

Das zweite Zitat kommt von dem Frankfurter Musikpädagogen *Hans Günther Bastian*: »Kindern die Fächer Musik und Kunst zu reduzieren heißt auch, Mitschuld zu tragen an einer sich ausbreitenden ästhetischen Taubheit und Blindheit der jungen Generation. Die bildungspolitische Devise kann nur lauten: Setzen wir gegen die Verhirnlichung unserer Kinder die Versinnlichung, denn die Sinn-Krise unserer Tage ist in Wahrheit auch eine Sinnen-Krise.«

Der Tonfall dieser Klagen ist Religionspädagogen eigenartig vertraut. Musikalität und Religiosität haben zumindest gemeinsam, dass sie schwer zu definieren (letztere schwerer als die Musikalität) und in hohem Maße vom sozialen Umfeld abhängig sind – wobei diese Abhängigkeit interaktionistisch zu verstehen ist. »Unmusikalisch« oder »religiös unmusikalisch« zu sein ist also kein Schicksal. Da an Anregungen in Form von Musikangeboten einerseits und Kontingenzerfahrungen andererseits zu keiner Zeit Mangel herrscht, könnten sich die entsprechenden Fähigkeiten des Erlebens und Verhaltens in jeder Lebensphase, wenn auch in jeder auf andere Weise, entwickeln. Bei allen zu beachtenden persönlichkeitsstypischen, phasenbedingten und biographischen Besonderheiten: Sowohl für musikalische »Begabung« wie für »tiefe« Religiosität sind vor allem Elternhaus und Familie, aber auch die Schule, Gleichaltrige, Medien usw. sowie das gesamte geistige Klima mitbestimmend, denn auch Selbstblockaden (»Was Hänschen nicht lernt, ...«) sind kulturell vermittelt. Aus dieser Perspektive betrachtet ist Religion bzw. Religiosität ebensowenig Privatsache wie Musik bzw. Musikalität.

Das geistige Klima unserer Gesellschaft bezüglich der Musik ist relativ einfach ablesbar an der allgemeinen Reaktion darauf, wenn sich jemand als unmusikalisch bezeichnet – im Unterschied zur Reaktion auf die Selbstbezeichnung, man sei unintelligent oder ökonomisch am Ende. Das gilt a fortiori zumindest für den west- und nordeuropäischen Raum, wenn es um die kulturelle Akzeptanz der Religiosität bzw. Spiritualität und deren gesellschaftliche Protektion geht.

Musikalität und Religiosität sind in hohem Maße vom sozialen Umfeld abhängig.

Wenn das Ziel des Musikunterrichts, wie es in einem Handbuch heißt, »die Entwicklung, Förderung und Differenzierung der musikalischen Fähigkeiten der Schüler und ihre Befähigung zur Teilhabe an musikalischer Kultur« ist – was auf der Stufe der allgemeinbildenden Schulen heißt: »aller Schüler« –, dann darf gefragt werden, warum die Verbindlichkeit des Religionsunterrichts im Blick auf den Status quo (die Mehrheit gilt als areligiös) zunehmend eingeschränkt wird, sodass das Angebot letztlich nur noch auf die durch die familiäre oder sonstige konfessionelle Konstellation schon »Begabten« zielt. Allerdings ist ein irgendeinem Schulfach angegliederter Ausgleich durch eine Art vergleichender Religionswissenschaft, wie es Brandenburgs »Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde (LER)« anzielt, hier ebenso unzureichend, wie es der Ersatz von Musikunterricht durch »Musikkunde« (oder Sport durch »Sportkunde«) wäre.

Zitherspieler wird man durch Zitherspielen, sagt schon Aristoteles (EN 1103 a 34). Wie sich also Musikalität am konkreten Modell und im hohen Maße bedingt durch das persönliche Auftreten und die musikalische Kompetenz oder sogar Begabung der Lehrenden entfaltet, so entwickelt sich Religiosi-

tät nur an einem profilierten ›Modell‹ von Religion und durch Vermittlung überzeugender und zugleich kompetent in ihr und aus ihr lebender Persönlichkeiten. Ob sich aus diesen Überlegungen nicht letztlich die Forderung nach einer Art »Einführung in die Spiritualität« für alle ergibt (wobei letztlich den Schülern überlassen bleibt, was sie mit und aus den erlangten Fähigkeiten machen)? ■

Dr. Eberhard Tiefensee ist Professor für Philosophie an der Theologischen Fakultät Erfurt.

LITERATUR

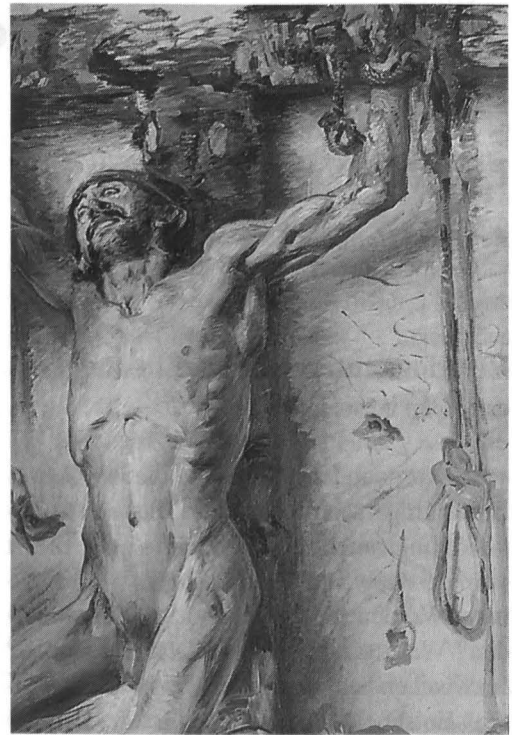
Hellmeister, G. / Straube, E. / Wolfradt, U., Religiosität, magisches Denken und Affinität zu Sekten bei Jugendlichen in den neuen Bundesländern, in: Religiosität, Persönlichkeit und Verhalten. Beiträge zur Religionspsychologie, hg. v. H. Moosbrugger / Ch. Zwingmann / D. Frank, Münster-New York 1996, 59–64

Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland«, VI: Rolle und Selbstverständnis der Kirchen in den verschiedenen Phasen der SED-Diktatur, hg. v. Deutschen Bundestag, Frankfurt/M. 1995

Neubert, E., »gründlich ausgetrieben«. Eine Studie zum Profil und zur psychosozialen, kulturellen und religiösen Situation von Konfessionslosigkeit in Ostdeutschland und den Voraussetzungen kirchlicher Arbeit (= Begegnungen 13), Berlin 1996

Tiefensee, E. 1996, Gesellschaft ohne Religion. Das Erbe von 40 Jahren DDR, in: Das Evangelium und die anderen Botschaften. Situation und Perspektiven des christlichen Glaubens in Deutschland, hg. v. E. Jaschinski (= Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin bei Bonn 47), Nettetal, 55–86

– 1998, Umfassende Identitätskrise. Zur geistigen



Bildserie: Nacktheit
Lovis Corinth, Das große Martyrium, 1907
(Ausschnitt; vgl. 120)

Situation in Deutschland Ost, in: Herder-Korrespondenz 52 (1998) 184–189

– 1999, So areligiös wie Bayern katholisch ist. Zur konfessionellen Lage im Osten Deutschlands, in: Auf der Suche nach dem Menschen von heute. Vorüberlegungen für alternative Seelsorge und Feierformen, hg. v. K. Schlemmer (= Andechser Reihe 3), St. Ottilien 1999, 50–66

– 2000, »Religiös unmusikalisch« – Zu einer Metapher Max Webers, in: Zeiten des Übergangs (FS F. G. Friemel), Leipzig 2000 (in Vorbereitung)

Tomka, M. / Zulehner, P. M., Religion in den Reformländern Ost(Mittel)Europas, Ostfildern 1999

Zulehner, P. M. / Denz, H., Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie, Düsseldorf 1993.

18. Münsterscher Gesprächskreis

Thema: Wozu Schule heute? Herausforderungen für die Schule auf einem (freien) Bildungsmarkt

Zeit: 5.–7. April 2000 im Franz-Hitze-Haus, Münster

Information: Arbeitsstelle für Schulbegleitung, Breul 27, D-48143 Münster, Tel. 0251/495-420